

Predigt von Lk 18, 914

1

Pharisäer und Zöllner – nur wenige biblischen Geschichte sind allgemein und auch außerhalb der Kirchen so bekannt wie diese Beispielgeschichte, die Jesus hier erzählt. Pharisäer stehen ja sprichwörtlich für Arroganz und vor allem für Heuchelei: „Du Pharisäer“ - das ist der Vorwurf: „Du heuchelst!“

Eine Geschichte, die voll ins Leben spricht.

Leider wurde sie im Laufe der Geschichte der Christenheit immer wieder auch gegen die Juden verwendet. Der Pharisäer, das war das Sinnbild der Juden. So sind sie, die Juden. Heuchler und überheblich.

Das ist wirklich nicht richtig. Und es ist mit dieser Geschichte ja auch nicht ganz so einfach. Nebenbei möchte ich also auch eine Ehrenrettung für die Pharisäer leisten. Nicht gegen den Text! Sondern wir können mit dieser Geschichte tief eintauchen in die überraschende und befreiende Botschaft, die Jesus hier für uns bereit hält.

2

Wenn wir diese Geschichte heute hören oder lesen, haben wir ein ganz anderes Problem als Jesu Zeitgenossen: Wir wissen nämlich ganz genau: der Pharisäer ist der Schlechte, der Zolleinnehmer der Gute. Wie es damals gewirkt haben muss, können wir uns vielleicht vorstellen, wenn wir diese Typen modern skizzieren:

a) Dann wäre da vielleicht ein moralisch hochstehender und integrier Mensch. Unbestechlich in seinem Urteil. Was er jährlich so spendet, kann sich wirklich sehen lassen.

Selbstverständlich lebt er nachhaltig und umweltbewusst, fährt Rad statt Auto, wohnt in einem Nullenergiehaus mit Solaranlage und Erdwärmepumpe, kauft bio- und fair gehandelte Produkte, kocht weitgehend vegetarisch, hat ein faires Handy und einen refurbished Laptop. Er engagiert sich für Flüchtlinge und gegen Rassismus.

Selbstverständlich trägt er Maske und hält Abstand. Und die Bibel kennt und befolgt er.

b) Und daneben hätten wir dann eine ziemlich zwielichtige Gestalt, keiner weiß so recht, was er beruflich macht, welche merkwürdigen Geschäfte er abwickelt. Jedes Jahr steht ein neuer SUV in der Doppelgarage neben dem Kiesbett im Vorgarten. Zusagen hält er nicht immer ein, er scheint auch dem Alkohol zuzusprechen, er schlägt Frau und Kind. Manches deutet auf pädophile Neigungen hin, wenn er nachts am PC sitzt und im Darknet unterwegs ist, er äußert sich homophob und rassistisch. Er gehört zu den Coronaleugnern und hängt seltsamen verschwurbelten Verschwörungstheorien an.

Okay, das genügt, glaube ich. Es macht ja richtig Spaß, solche Typen zu überzeichnen. Das war damals auch nicht anders. Im antiken (auch im heutigen?) Orient liebte man Übertreibungen. Und Jesus wohl auch.

Und jetzt sagt Jesus: dieser Typ ist vor Gott in Ordnung, aber der moralisch Hochstehende nicht!

Wie kommt Jesus dazu? Was muss denn da passiert sein?

3

So ähnlich dürften es wohl auch Jesu Zuhörer empfunden haben, als er diese Geschichte als Beispiel erzählte.

Nach der Gegenwart möchte ich Sie und euch jetzt mitnehmen in die damalige Situation (nicht alles, was ich modernisiert habe, passt ja).

Wie gesagt, hier werden nicht im Typ des Pharisäers die Juden allgemein charakterisiert. Vielmehr werden wir hier Zeuge einer typisch innerjüdischen Diskussion, in die sich Jesus mit seiner Beispielgeschichte einmischt. Wie wird man vor Gott gerecht? Wie kann man mit seinem Leben vor Gott bestehen? Das war ja eine Frage, die die Menschen des Gottesvolkes immer wieder beschäftigte.

Und die Pharisäer spielten dabei eine wesentliche Rolle. Von Anfang an.

Sie waren eine besondere Gruppe im jüdischen Volk. Es gibt praktisch keine Selbstzeugnisse. Auch ihr Name, der soviel wie „Abgesonderte“ bedeutet, war wahrscheinlich eine eher negative Fremdbezeichnung. Sie entstanden wohl in der Krise nach dem Exil und traten für eine klare Trennung von den Fremdvölkern, die mittlerweile im Land wohnten, ein. Im 2. Jh. v. Chr. wehrten sie sich gegen die starke griechische (hellenistische) Überfremdung ihres Glaubens. Sie wurden damit immer einflussreicher und waren durchaus beliebt im Volk.

Zur Zeit Jesu und der ersten Christen kennen wir unterschiedliche Strömungen, sehr liberale Auslegungen der Tora (des Gesetzes) und eher strenge, bis hin zu radikalen Bewegungen wie den Zeloten, die das Gesetz mit Gewalt durchsetzen wollten.

Das Leitmotiv der Pharisäer findet sich in der Tora: *„Ihr sollt mir ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk sein.“* (Ex 19,6). Entsprechend versuchten sie, ihren Alltag zu heiligen nach der Tora. Die Reinheitsgebote für den Priesterdienst wandten sie auch auf ihr Alltagsleben an, beim Essen, bei der Kleidung und allen Riten. Wenn sie aßen, näherten sie sich dem Tisch wie ein Priester dem Altar. Nach der Tempelzerstörung im Krieg konnte so das Judentum weiterleben.

Die Pharisäer – das war die geistliche Elite!

So jemanden beschreibt Jesus im Tempel. Dort, wo Gottes Gegenwart erlebbar wird, wo man Gottes Barmherzigkeit erfahren kann.

„Beten“ umfasst das ganze geistliche Leben, er breitet es vor Gott aus. Und tut viel mehr als das Übliche.

Was ist also daran schlimm? Er dankt doch sogar dafür. Das mache ich doch auch, wenn ich bete. Und danke für meine Familie, für meinen beruflichen Ort, für die Gaben, mit denen Gott mich beschenkt hat.

Was ist daran schlimm und verwerflich?

4

Um das deutlich zu machen, bringt Jesus den Zolleinnehmer ins Spiel. Er dient lediglich als Gegenpol, sonst spielt er kaum eine Rolle, im Vergleich zum Pharisäer wird er nur sehr knapp skizziert. Im Mittelpunkt steht ja der Pharisäer, das zeigt ja schon der Einleitungssatz zu dieser Geschichte: Es geht um Menschen, die so sind, wie der Pharisäer.

Damals im besetzten Israel waren viele Zollbezirke eingerichtet, für Marktzölle oder Grenzzölle. Sie wurden verpachtet, möglicherweise musste man sie ersteigern, jedenfalls wurden sie im weitesten Sinne privatwirtschaftlich betrieben. Einen tariflich festgesetzten Betrag mussten die Zolleinnehmer vor Ort abliefern, den Rest konnten sie in die eigene Tasche wirtschaften. So etwas verleitet zu Betrug und vor allem aus diesem Grund waren die Zolleinnehmer in der Bevölkerung sehr unbeliebt. Darüber hinaus standen sie noch im Dienst der verhassten Besatzungsmacht, hatten häufig Umgang mit Nichtjuden und wurden daher als „unrein“ angesehen – besonders natürlich von den Pharisäern!

So jemand gehört eigentlich nicht in den Tempel. Aber gerade ihm wird die Versöhnung zugesprochen und nicht dem Pharisäer! Sprachlich formuliert Jesu Geschichte das nicht nur graduell – der eine mehr als der andere, sondern absolut: der ja, der nicht!

Was hat der Zolleinnehmer, was dem Pharisäer fehlt?

5

Der Einleitungssatz im Evangelium liefert uns einen Schlüssel: diese Geschichte richtet sich an Menschen, „*die überzeugt waren, fromm und gerecht zu sein*“ und die anderen *verachteten* (V.13). Das ist der entscheidende Punkt. Das Gebet des Pharisäers ist größtenteils ganz in Ordnung. Er dankt durchaus zu Recht. Es gibt ja ein erlaubtes, gerechtfertigtes Selbstbewusstsein. Aber in den Gebetsworten geht der Pharisäer einen Schritt zu weit: das Selbstbewusstsein schlägt um in eine Arroganz, die andere abwertet. Wörtlich ist das sehr drastisch: Menschen, die andere „*für nichts halten*“. Das geht nicht!, hält Jesus ihnen vor. Und nicht nur, weil es ein wirklich unangenehmer Wesenszug ist. Es hat noch eine geistliche Dimension und Jesu Worte machen das deutlich: Der Pharisäer betet „*bei sich selbst*“. Jesus formuliert das wohl ironisch-doppelbödig: Er betet leise für sich selbst. Aber Gott ist gar nicht im Blick. Er betet für sich – und bleibt auch ganz bei sich. Ein klein wenig wird es deutlich, wenn er seine religiösen Leistungen aufzählt. Da fehlen die üblichen „*Werke der Barmherzigkeit*“. Der Pharisäer hat andere Menschen nicht im Blick. Er bleibt bei sich und für sich. Gott braucht er nicht. Und seinen Nächsten sieht er nicht. Das Gegenmodell beschreibt Jesus mit dem Zolleinnehmer: Der hält Distanz zum Heiligen im Tempel. Zum sakralen Raum und zu Gott. Er hebt nicht seine Augen, um Gottes Erhabenheit und Größe zu schauen. Das war es ja, was man im Tempel suchte. Auch diese Freude versagt er sich. Er schlägt an seine Brust, dort ist das Herz, biblisch der Ausgangspunkt menschlichen Handelns und Wollens – und auch der Sünde. Alles Selbstvertrauen ist gewichen.

„*Gott, ich brauche dich. Sei bitte wieder mit mir versöhnt!*“

Der Zolleinnehmer bittet genau um das, wofür Jesus gekommen uns: um Versöhnung. Er möchte wieder mit Gott versöhnt werden. Und dabei gibt er alles ab, was er selber ist und

kann. Um Gottes Gnade zu empfangen. Wie ein Kind, er möchte wieder mit Gott versöhnt werden. In einer solchen Erkenntnis sollte ein Sündenbekenntnis gipfeln. „Gott, sei mir Sünder gnädig!“

Wenn der Zolleinnehmer auf sich selbst blickt, dann stellt er fest: Er hat Gott nichts zu bieten. Er sagt dann aber auch nicht: „Andere sind ja noch schlimmer!“ - eine beliebte Ausrede. „Okay, ich bin nicht in Ordnung aber immer noch besser als...“ Das sind ja unsere Strategien, unsere Fehler zu verdecken, unsere Leichen im Keller unerkannt zu lassen. Wir polieren unsere Fassade. Hübschen alles ein bisschen auf. Und sind dann eben sehr schnell bei der Abgrenzung: Immer noch besser als... oder in arroganter Steigerung: Wie gut, dass ich nicht so bin wie ...“

6

So deutet Jesus seine Beispielgeschichte. Sie richtet sich gegen eine Haltung, die sich selbst für besser hält und andere abwertet und für nichtig erklärt. Solche Leute sind nicht mit Gott versöhnt. Weil sie die radikale Gnade, die völlig voraussetzungslose Gnade nicht erkannt haben. Wer diese Gnade nicht kennt, kennt auch Gott nicht.

Die Arroganz des Pharisäers ist sehr zerbrechlich, wie alle menschliche Überheblichkeit. Der Blick des Zolleinnehmers auf sich selbst ist dagegen höchst verwundbar. Und darin ist er offen für Jesu Botschaft. Auf diese Blickrichtung möchte Jesus seine Zuhörerschaft – und uns heute – lenken: dass wir diesen gnädigen Blick wahrnehmen, mit dem uns Jesus, mit dem uns Gott anschaut. Damit wir uns auch so anschauen. Dass wir nicht ständig unsere Fassade aufpolieren, aber auch nicht in Verzweiflung stehen bleiben, sondern erkennen: wir sind nicht verurteilt, Jesus will unser Leben wieder in Ordnung bringen. Dazu ist er gekommen.

7

Wie können wir bestehen? Auf diese so wichtige Frage wollten Jesu Zuhörerinnen und Zuhörer gerne eine klare Antwort haben: Was ist gut, was ist böse? Was ist richtig, was ist falsch?

Jesu Botschaft ist neu und überraschend: der Pharisäer liegt falsch, der Zolleinnehmer richtig. Der moralisch Intakte: nein, der zwielichtige Typ ja. Denn der Pharisäer wertet sich auf, indem er andere abwertet. Der Zolleinnehmer weiß, dass er nichts vorzuweisen hat. Ich sagte ja schon: für uns Heutigen gibt es mit dieser Geschichte ein echtes Problem: Wir kennen ja die Pointe schon: Jetzt kommt der Pharisäer, klar der wird gleich abgewatscht. Dieser arrogante Sack. Und der Zolleinnehmer ist der Gute, der arme Kerl, der so demütig ist.

Es ist aber nicht so einfach und klar. Und schon gar keine Sozialromantik.

Weder wird das Leben des Zolleinnehmers irgendwie positiv geschildert noch das Leben des Pharisäers abgewertet. Es geht um das Beten, um das Leben vor Gott, um ein Leben angesichts von Jesu Botschaft.

Vielleicht kann man es verdeutlichen, wenn man überlegt, wie eine solche Geschichte weitergehen könnte. Wie ist es wohl, wenn der Zolleinnehmer nach einem Jahr wieder in den Tempel kommt. Vielleicht betet er dann: „Ja, Gott, ich habe eigentlich immer gespürt: Eigentlich bin ich gar kein so übler Typ.“

Das führt uns zu dem echten grundsätzlichen Problem mit der Demut: Demut kann zu einer Tugend, zu einer Leistung werden. Das ist paradox, aber es ist so. Ich habe bei einer Bibelstunde einen Bruder mal sagen hören: „Wir sollen demütig sein und ich bin der Demütigste unter allen“ ... Und der meinte das ernst! Ohne jede Ironie!

Der Lyriker Eugen Roth kommentierte diese Paradoxie in einem Gedicht:

*„Ein Mensch betrachtete einst näher
die Fabel von dem Pharisäer,
der Gott gedankt voll Heuchelei,
dafür, dass er kein Zöllner sei.
Gottlob! rief er in eitlen Sinn,
dass ich kein Pharisäer bin.“¹*

Das ist nämlich das Problem mit der Demut.

Eugen Roth gab seinem Gedicht den Titel „Salto mortale“ - tödlicher Sprung, tödlicher Überschlag. Diese Haltung ist im Licht des Evangeliums tödlich.

Das ist das Paradoxe an der Demut: Ich kann so demütig sein, dass ich mich besser fühle als andere.

Jesu Gnade ist anders. Und das ist seine neue, überraschende Antwort auf die Frage, wie wir mit unserem Leben vor Gott bestehen können. Wie wir zu dem Menschen werden, der wir in Gottes Augen sein sollen. Wir – können das gar nicht. Wir schaffen es nicht, gut und richtig zu sein. Aber wir brauchen es auch nicht. Die Erkenntnis des Zolleinnehmers hat ihn auf die richtige Spur gesetzt, so dass Jesus ihn als Beispiel nehmen kann für einen Menschen, der mit Gott versöhnt nach Hause ging.

Wie kommt ein Mensch dazu?

Das nun gerade beschreibt Jesu Beispielgeschichte nicht. Aber es hat ja etwas mit der Versöhnung zu tun, die Jesus bewirkt. Und wenn wir uns in die Situation der Zuhörenden versetzen, dann kommen wir zu dem Ort, an dem Jesus seine Geschichte spielen lässt: dem Tempel. Jesus hat nicht zufällig diesen Ort gewählt. Dort ist Gott, dort ist Gottes Gnade erlebbar, besonders an den Festtagen wie dem Großen Versöhnungstag, an den Opfern, am priesterlichen Zuspruch der Vergebung von Schuld. Und die Menschen erkennen: So ist Gott. Die Menschen erkennen Gottes unverdiente und unverdienbare Gnade.

Es gibt keinen Tempel mehr. Wir können es aber an Jesu Weg und seiner Botschaft erkennen: Diese Botschaft macht frei vom Kreisen um sich selbst, vom fixiert-Sein auf die eigenen Leistungen, vom Stolz und von Überheblichkeit und auch vom Stolz auf die eigenen Demut.

Gottes Gnade ist unverdient und unverdienbar!

1 Eugen Roth: Mitmenschen, 1995, 159.

So führt uns diese Geschichte ins Zentrum von Jesu Botschaft, aber auch ins Zentrum unserer eigenen Existenz: Wirklich aufrichtige Beziehungen sind auch unter uns Menschen nur möglich, wenn wir auch zu unseren Schwächen und Fehlern und zu unserem Versagen stehen, wenn wir voreinander nicht nur die Fassade polieren. Wenn wir dann Verzeihung erleben, ohne dass wir uns erst wieder neu beweisen müssen oder etwas wiedergutmachen müssen, wenn wir also unverdiente Gnade erleben, dann kommen wir einander näher. Gnade und Versöhnung dienen nicht zur Selbstoptimierung und sind keine Therapie. Aber auch kein: „Okay, schwamm drüber.“ Sondern ich entdecke dabei, wie es in meinem tiefsten Inneren aussieht. Und mein Gegenüber kommt mir da nahe.

So ist es auch mit der Vergebung gegenüber Gott: Der weiß ja, wie es um mich steht. Aber in der Bitte um Gottes Vergebung kann ich auch mich selbst in meiner ganzen Tiefe erkennen.

Ich meine, das ist die zentrale Aufgabe, die wir als Christinnen und Christen aneinander haben, und die zentrale Aufgabe der Kirche: die Botschaft von Gottes unverdienter und unverdienbarer Gnade zu verkünden, sie den Menschen schmackhaft zu machen.

In unserer Gesellschaft vergleichen wir. Und immer wieder werden Preise ausgelobt für die besten Projekte oder Produkte. Ich würde gerne in einer Gesellschaft leben, die weniger vom Vergleichen lebt. Ich würde gerne in einer Kirche leben, wo man sich nicht vergleicht. Höchstens um jemanden anzuspornen. Oder meinetwegen zu würdigen. Aber nicht im Sinne eines besser – schlechter, das hat immer eine Tendenz zur Abwertung.

Und wenn Menschen dann Jesus Botschaft hören, sich erkennen und sagen: „Ich will doch gar nicht so sein, schon gar nicht wie dieser wie dieser Pharisäer!“, zu dem sagt Jesus nicht: „Du darfst das auch nicht!“ Und meint: „Streng doch an, werde besser, wachse geistlich!“ Sondern Jesus sagt: „Du brauchst das auch gar nicht. Wenn du lernst, dich selbst mit meinen Augen anzuschauen, dann schau doch auch die anderen so an, mit diesen gnädigen Augen!“ Jesus fordert in dieser Geschichte nicht dazu auf, diese Typen zu identifizieren – „Ah, der da, das ist ja ein richtiger Pharisäer!“ – denn ist Gottes Sache.

Und dann sind wir hoffentlich in der Lage, ganz anders als dieser Pharisäer Gott zu danken für das, was er in unserem Leben macht und wirkt, ohne andere abzuwerten. Weil wir wissen: Unverdient. Unverdientbar!

Vielleicht kommt ja der Zolleinnehmer nach einem Jahr wieder in den Tempel und erkennt und bekennt: *„Weißt du, Gott, es war ganz ordentlich, das letzte Jahr. Aber ich merke auch, es fällt mir nicht leicht. Ich pack´s nicht immer. Hier und da falle ich wieder in so alte Muster zurück. Das passiert mir immer mal wieder.“*

Aber ich bitte dich: Sei wieder mit mir versöhnt! Ich brauche dich!“

Amen.